

ESSAY

Lemberg, Czernowitz und danach. Der Große Krieg macht die Städte zu

von Jurij I. Andruchowytsh

Zu Czernowitz und Lemberg bin ich äquidistant.

Die Stadt, in der ich lebe (früher hieß sie Stanislau), liegt so, dass man nach Lemberg ungefähr genauso lange reist wie nach Czernowitz.

In beiden Städten habe ich mich (so möchte ich hier übertreiben!) vielleicht tausende Male aufgehalten. Aber in welchem Zeitraum? In einem Jahrzehnt? In meiner Jugend? Im ganzen Leben?

Beide Orte habe ich unter ziemlich extremen Lebensumständen erstmals kennen gelernt. Nach Lemberg kam ich als 17-jähriger und verbrachte dort meine Studentenjahre mit allen dazugehörigen Initiationen und ihren Folgen. Nach Czernowitz gelangte ich als 23-jähriger und leistete dort die ziemlich höllischen ersten sechs Monate meines Militärdienstes ab. Daher sind mir beide Städte biografisch teuer, wenn auch auf völlig unterschiedliche Weise.

Heute aber werde ich nicht über mein eigenes Leben sprechen. Daher beende ich an dieser Stelle meine kurze Einführung und wende mich objektiveren Dingen zu.

1

Beim Skizzieren der Vorgeschichte von Lemberg und Czernowitz ist zu bemerken, dass diese ihre deutschen Namen offiziell erst vor historisch gar nicht lange zurückliegender Zeit erhielten. Lemberg (und mit ihm ganz Galizien) gehörte seit 1772 zu Österreich, Czernowitz (und mit ihm ein großer Teil der Bukowina) – seit 1774.

Wie Sie sehen, handelt es sich um ein und dieselbe Epoche. Jedoch führten jeweils unterschiedliche historische Voraussetzungen zum Anschluss an das Habsburgerreich: Lemberg wurde infolge der Auflösung (ersten Teilung) der Rzeczpospolita einverleibt, Czernowitz in Folge des russisch-türkischen Kriegs.

Die Czernowitzer hatten Glück, dass die Russen sie nach dem russisch-türkischen Krieg 1768–1774 nicht haben wollten und freundlich ihren Verbündeten in der antitürkischen Koalition übergaben – den Österreichern. Damit beginnt ein für die historische Geopolitik sehr wichtiger Prozess: der Übertritt von Czernowitz aus der türkisch-balkanischen in die westeuropäische Einflussphäre. Wien trat an die Stelle Konstantinopels. Von den Türken blieb nur das Bad übrig, das bis heute türkisch genannt wird.

Im Mai 1775 wurde der Name Bukowina für die neue österreichische Provinz bestätigt.

Es waren also österreichische Beamte, die für uns die bis heute (und immer aktiver) verwendeten Bezeichnungen der westukrainischen Länder bestimmten. Die historische Halyc'ka Rus' transkribierten sie als Galizien, die mit ihr verbundenen Wolhynisch-Wolodymyrschen Ländereien als Lodomerien (und stellt man sich statt Wolhynien ein Wolodymy-

rien vor, dann ist Lodomerien dessen deutsche Entsprechung ohne die erste Silbe). Das mittelalterliche Halytsch-Wolhynische Königreich mutierte in ihrer Obhut zum Königreich Galizien und Lodomerien.

Die Bukowina wuchs sich im Januar 1849 zum Kronland Herzogtum Bukowina aus. Vorher war sie ein Distrikt im Bestand ebenjenes Königreichs Galizien und Lodomerien. Aber es tobte die Revolution – und die Wiener Monarchie, die sie gerade mal (dank Russland) überlebt hatte, führte alle möglichen, meistens nur kosmetischen Neuerungen ein. Dabei erwies sie sich als so tolerant, dass sie nicht einmal den Namen Bukowina änderte. Doch hätte sie dieses neue Kronland auch Buchenland oder dergleichen nennen können!

2

Die besten Zeiten der Bukowina und der Stadt Czernowitz passen vollständig in die chronologischen Grenzen der Herrschaft von Kaiser Franz Joseph. Hier sah man das Ende seiner Herrschaft (und sieht es wohl noch immer) als großen und unwiederbringlichen Verlust an. Es möchte scheinen, als habe man ihn nirgends in der Welt so geliebt wie in Czernowitz. Die Jahre seiner Herrschaft (1848–1916) fielen zusammen mit den Jahren der Blüte und der allgemeinen Zufriedenheit (mit Ausnahme der letzten beiden, in denen Krieg herrschte) – vielleicht liegt es daran? Vielleicht verkörpert und symbolisiert gerade der Durchlauchtigste das Czernowitzer Goldene Zeitalter, dessen Tore sich für immer geschlossen haben?

Lemberg ist wirklich Galizien, da ist nichts zu machen. Czernowitz hingegen ist überhaupt nicht Galizien und noch weniger Lodomerien. Das österreichische Imperium hat an die 70 Jahre gebraucht, um zu verstehen, dass die Bukowina eben die Bukowina ist und es gegen ihre Natur geht, ein Teil Galiziens zu sein. So wie die Steiermark nicht Tirol ist, Franken nicht Bayern und Hamburg weder Niedersachsen noch Schleswig-Holstein.

Um sich aber der ganzen regionalen Besonderheit und unterschiedlichen Bukowiner Identität bewusst zu werden, musste der österreichische Staat erst unter Einwirkung des Völkerfrühlings ins Wanken geraten.

Wodurch unterschieden sich die beiden Städte damals am auffälligsten? War es die Religion?

Was die Christen anbetrifft, so war Lemberg mehrheitlich katholisch, Czernowitz orthodox. Dabei war der Katholizismus Lembergs nicht monolithisch – er war geteilt in einen römischen und einen griechischen. Letzterer unterscheidet sich äußerlich in nichts von der Orthodoxie. Er folgt dem östlichen Ritus, dem sogenannten byzantinischen. So gesehen waren Lemberg und Czernowitz in hohem Maße „byzantinisch“.

Was die Armenier und die Protestanten angeht, so war alles mehr oder weniger verhältnismäßig, der Prozentsatz der einen wie der anderen in beiden Städten ungefähr gleich. Die Armenier waren in Lemberg allerdings auch geteilt – in die armenisch-gregorianische (die traditionelle armenische Weltkirche) und die armenisch-katholische Konfession, die wie auch die griechisch-katholische juristisch dem Vatikan unterstand.

Das Verhältnis von orthodoxem und reformiertem Judentum war auch ungefähr gleich und in beiden Städten – was für jenen Teil der Welt nicht verwundert – überwogen die Orthodoxen leicht, obwohl die reformierten Juden mit der Zeit sowohl wohlhabender als auch einflussreicher wurden.

3

Als zweites ethnisch-identifikatorisches Unterscheidungsmerkmal nach der religiösen Konfession galt die Sprache.

In L'viv–Lemberg dominierte das Polnische, obwohl auch Deutsch Amtssprache war. Trotzdem sahen sich die Wiener Beamten, die auf der Jagd nach einem Karrieresprung (heute würde man sagen: sozialem Aufstieg) Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts in die neu hinzugewonnenen Gebiete drängten, gezwungen, sich langsam zu polonisieren. Sonst funktionierte der Aufstieg nicht.

In Czernowitz dagegen war das Polnische einfach nur die Sprache einer Minderheit, wenn auch einer ziemlich einflussreichen. In Czernowitz dominierte das Deutsche – allerdings nicht so offensichtlich wie das Polnische in Lemberg. Gebräuchlich waren daneben auch das Ruthenische (wie damals das Ukrainische offiziell genannt wurde) und das Rumänische.

Die Lemberger Juden verwendeten überwiegend Polnisch, die Czernowitzer in gleichem Maße Deutsch und Jiddisch. Aber so oder so verstanden sie es, eine gemeinsame Sprache zu finden.

Wenn Rose Ausländer in einem ihrer oft zitierten Verse schreibt:

Der Spiegelkarpfen
in Pfeffer versulzt
schwieg in fünf Sprachen

– dann denkt sie an die drei genannten (Deutsch, Ukrainisch, Rumänisch) plus Jiddisch plus irgendeine fünfte – entweder Polnisch, oder aber, interessanter und exotischer, Türkisch.

4

Nun aber muss ich es riskieren und einen grundlegenden Unterschied nennen.

In Lemberg war die interethnische, und also auch die interlinguale, interkulturelle und interkonfessionelle Spannung selbst in den verhältnismäßig ruhigen spätösterreichischen Zeiten sehr viel größer. Als ob in der Stadt hie und da teuflische Zeitbomben versteckt lägen und unaufhörlich tickten, die Jahre, Monate, Wochen, Tagen und Sekunden bis zur Explosion zählten.

Czernowitz erscheint nicht ohne Grund bedeutend toleranter. Viele zeitgenössische Historiker stellen es gar als eine Oase der Toleranz im österreichisch-ungarischen Imperium dar, als harmonisch-konfliktfreie Koexistenz aller mit allen. Der österreichisch-ungarische territoriale Flickenteppich war wie für Czernowitz erdacht.

Vielleicht wurde diese heute populäre Übertreibung nur möglich dank des Vergleichs mit dem krampfhaft angespannten und innerlich schon für die allergrausamsten Kataklysmen des 20. Jahrhunderts bereiten Lemberg.

Die Kataklysmen traten bald darauf ein, und der erste hieß Großer Krieg.

5

Der November 1918 markiert das Ende Lembergs. Und gleichzeitig den Beginn des Kriegs zwischen zwei anderen Selbstbezeichnungen – dem ukrainischen L'viv und dem polnischen Lwów.

Derselbe Monat bedeutet auch das Ende von Czernowitz. Und den Beginn der Auseinandersetzung zwischen den Namen Černivci und Cernăuți, dem ukrainischen und dem rumänischen.

Die urbanistisch-multikulturellen Projekte des österreichischen Imperiums Lemberg und Czernowitz finden, zusammen mit dem Imperium selbst, ihr Ende.

Das geschieht beinahe synchron und symmetrisch. Allerdings nahmen die Rumänen Czernowitz praktisch ohne substantielle Kämpfe ein, als sie am 11. November in die Stadt einzogen. In Lemberg jedoch gab es eine dreiwöchige ukrainisch-polnische Schlacht um die Stadt, sodass die Polen sie erst am 22. November voll unter Kontrolle bekamen. Die verhältnismäßige Leichtigkeit des rumänischen Siegs in Czernowitz lässt sich zum Teil auch durch die Härte der Kämpfe in Lemberg erklären: Ein bedeutender Teil der ukrainischen Soldaten eilte Lemberg eben aus Czernowitz zu Hilfe und ließ die Stadt ganz entblößt zurück.

6

Und nun eine kleine Abschweifung in die Vergangenheit.

Genau 20 Jahre vor jenem November verkündete der ukrainische revolutionäre Dichter Ivan Franko (dessen Namen heute die Stadt trägt, in der ich lebe) von der Bühne des größten Lemberger Theaters und vor einer riesigen Menge enthusiastischen Publikums in schön gereimter Form das Credo für die nächste historische Periode: bereit sein für den großen Moment.

Romantische Dichter können gar nicht anders, als prophetisch sein. Franko selbst aber starb zwei Jahre bevor die Ukrainer seine Anweisung ausführten.

7

Es war der Große Krieg, der den großen Moment schuf.

Er dauerte schon über vier Jahre, und den großen Spielern (Imperien) ging langsam der Atem aus. Geplagt von Revolution und Zersetzung kamen sie mit ihren Territorien immer schlechter zurecht.

Vor allem Österreich. Es schwächelte und versuchte, sich mit Entscheidungen zu retten, die es aus seiner eigenen, 70-jährigen Vergangenheit kopierte. Also aus den Zeiten des Völkerfrühlings.

Österreich beeilte sich, allen alles zu versprechen – von Autonomie bis Unabhängigkeit. Das Problem war nur, dass es sowohl den Polen, als auch den Ruthenen ein und dasselbe versprach, noch dazu an ein und demselben Ort. Und da beide sich ein und dasselbe Ziel setzten – die Wiederherstellung der Staatlichkeit, die sich beide nicht ohne diesen Ort,

die Stadt Lemberg, vorstellen konnten, musste das zu einem fatal-antagonistischen Konflikt führen. Entweder ihr oder wir.

8

Die Realität bestand einerseits darin, dass in dieser Stadt 86% überwiegend Polnisch sprachen, und 11% – überwiegend Ukrainisch. Eine polnische Stadt? Nicht ganz, denn nur 51% bezeichneten sich als römisch-katholisch.

Andererseits war auch das Umland der Stadt Realität, wo 65% der Bevölkerung Ukrainer waren und die Polnischen 22% also um das Dreifache übertrafen. Wenn also die Stadt polnisch war, war dann alles um sie herum ukrainisch?

Eine Inselstadt? Eine exterritoriale Stadt? Eine Enklave? Ein Kompromiss auf Grundlage von „Eure Stadt, unsere Provinz“? Zwei gleichberechtigte national-kulturelle Autonomien und ein militärisch-politischer Bund, oder wenigstens ein Nichtangriffspakt?

Derartige Entscheidungen wurden nie erwogen. Also existierten diese Möglichkeiten nicht.

Die einzige Möglichkeit hieß „Wenn nicht wir, dann sie“.

Vor jenem November, auf einer der letzten geheimen Räte, drückte es der ukrainische militärische Anführer Hauptmann Dmytro Vitovs'kyj genau so aus:

„Wenn diese Nacht nicht wir Lemberg einnehmen, dann nehmen es morgen die Polen ein.“

Diejenigen, die auf ein Telegramm aus Wien warteten, senkten die Köpfe. Ohne jemanden um Erlaubnis gefragt zu haben, war der große Moment gekommen. Der Dichter Franko beobachtete ihn von seinem jenseitigen Steinbruch aus und widersprach nicht.

In der Nacht nahmen die Ukrainer Lemberg tatsächlich ein, ich glaube, ohne einen einzigen Schuss abzugeben. Dabei mussten sie allerdings die in dieser Situation überflüssig gewordenen Soldaten der österreichischen Garnison entwaffnen.

9

Aber schon am folgenden Abend, beim Einsteigen in den Sonderwaggon, in dem man ihn aus Lemberg Richtung Wien deportierte, sprach der letzte kaiserliche Statthalter des von nun an inexistenten Königreichs Galizien und Lodomerien, Karl Georg Graf von Huyn, den einzigen historischen Satz seines Lebens:

„Mir Altem scheint, so leicht wie sie begonnen hat, wird die Sache nicht weitergehen. Ihre Gegner sind verbissene Leute.“

Als hätte er in eine Kristallkugel geblickt.

Die verbissenen Leute hatten schon begonnen, auf die von ihnen nicht anerkannte ukrainische Staatsmacht zu schießen, bevor der Statthalter seinen Satz sprach. Nämlich schon am 1. November tagsüber. Sie verfügten über – sogar für Kriegszeiten – unnatürlich viele Feuerwaffen. Eine derartig gut bewaffnete Zivilbevölkerung hört auf, zivil zu sein.

In dem Versuch, den Widerstand ohne weiteres Blutvergießen zu besänftigen, unterbreitete die ukrainische Seite zwei Friedensangebote:

- gegenseitige Anerkennung der staatlichen Unabhängigkeit der Ukraine und Polens und Errichtung der Staatsgrenze entlang des Flusses Saan;
- kulturelle Autonomie von Polen und Juden in Lemberg.

Die polnische Seite erklärte beide Vorschläge für unannehmbar.

Die jüdische aber war interessiert (natürlich, noch nie hatte irgendjemand irgendwo auf der Welt den Juden irgendeine Autonomie angeboten!) – und bezahlte schon ein paar Wochen später bitter für dieses Interesse, als die Polen die ganze Stadt beherrschten und systematisch die fast ausschließlich von jüdischer Bevölkerung bewohnte Vorstadt Żovkva plünderten.

10

Aber worin gründete die Unannehmbarkeit der Friedensangebote? Schien das gegenseitige Töten wirklich annehmbarer?

Offenbar schon.

So groß war die Bedeutung dieser Stadt in der polnischen nationalen Mythologie: Semper Fidelis.

Also nicht Stadt des Kompromisses oder der Verständigung, sondern Konflikt-, Kriegs- und Frontstadt.

Nicht einmal die beiden Lemberger Metropolen – der griechisch- und der römisch-katholische – konnten das gegenseitige Morden abwenden. In solchen Zeiten hört man nicht auf Seelenhirten, sondern auf Kommandeure. Der Große Krieg hatte Krieger hervorgebracht. Auf beiden Seiten traten eigene Kohorten von Profi-Kämpfern hervor, die den Augenblick für sich nutzten.

11

Es folgte ein dreiwöchiger städtischer Krieg. Zerstückelt in lokale Auseinandersetzung, fragmentiert und episodisch, mit Pausen zur dunklen Tageszeit, in der man gemäß der Vereinbarung zwischen den Seiten nach Hause gehen und zum Beispiel zu Abend essen konnte und dabei die Wunden lecken und verbinden. Einige Historiker neigen sogar dazu, diesen städtischen als den „letzten ehrenhaften“ Krieg zu bezeichnen, als „the last civilized conflict“.

Ziemlich oft standen sich alte Bekannte, nahe Verwandte, Nachbarn oder Schulkameraden in den Auseinandersetzungen gegenüber – Abkömmlinge gemischt ukrainisch-polnischer Dynastien, wie sie für das jahrhundertelange galizische Miteinander typisch waren. Nicht immer schossen sie nicht aufeinander, aber wenigstens manchmal schossen sie nicht. Heute ist schwer zuverlässig festzustellen, wo die Tatsachen aufhören und die Legenden beginnen über diese ganze gegenseitige Großherzigkeit.

Doch können auch Legenden positiv wirken. Legenden braucht man vielleicht für die Zukunft.

Eine besagt, dass die Seiten sich angeblich darauf geeinigt hätten, die Stadt nicht zu zerstören – nicht nur lebensnotwendige Infrastrukturobjekte, sondern auch historische und

architektonische Denkmäler. Eine andere – dass man die Verwundeten nicht umbrachte, sondern der anderen Seite die Möglichkeit einräumte, sie unangetastet vom Schlachtfeld zu holen. Die nächste, dass kurze Waffenstillstände und lokale Feuerpausen an der ganzen Frontlinie die Norm waren. Während solcher Friedensschlüsse veranstalteten die Seiten nicht nur Fußballturniere gegeneinander, sondern – die Wahrheit muss ans Licht – tranken und feierten auch nach Herzenslust an den gemeinsam entzündeten Lagerfeuern im Niemandsland.

In den Erinnerungen eines polnischen Obersten finden wir eine Episode, in der ein ukrainischer „Leutnant“ von der hohen Dosis Alkohol besinnungslos auf polnischer Seite einschlief und erst erwachte, als der Waffenstillstand schon beendet war. Sofort wurde der nächste kurze Waffenstillstand unterschrieben – um dem Ukrainer die Möglichkeit zu geben, zu den Seinen zurückzukehren.

Der glänzende Essayist Józef Wittlin, damals noch ein Jüngling, kämpfte auf der polnischen Seite. In seinen späteren Aufzeichnungen finden wir die Erinnerung daran, wie der ukrainische Offizier Zenon Rusyn den Befehl gab, das Feuer einzustellen, um es ihm zu ermöglichen, die Straße zu überqueren und nach Hause zu gelangen.

Der polnische Feldwebel Lech, gemäß eben diesen Legenden, nahm sein Akkordeon, Schnaps und die treuesten Kameraden und ging auf Besuch zu den Ukrainern, die in den Ferdinand-Kasernen stationiert waren.

Manchmal hat man den Eindruck, dass sie alle, von der einen wie der anderen Seite, sich nicht nur vom Sehen kannten, sondern auch ihre Namen wussten und dazu den ganzen Stammbaum. Und trotzdem brachten sie einander um.

12

Der Krieg wurde immer mehr zum Stellungskrieg, obwohl die Stellungen ziemlich oft wechselten. Die Frontlinie teilte die Stadt in zwei Teile. Die Ukrainer kontrollierten ihren östlichen Teil, die Polen den westlichen.

Bei der Betrachtung der damaligen, von Hand gezeichneten Stadtpläne, dieser ganzen geheimen Zeichen und Linien, einschließlich der roten Konfrontationslinie, drängt sich die Analogie mit anderen geteilten Städten auf. Warum also nicht die Berliner Variante? Von einer Mauer getrenntes West- und Ost-Lemberg? Friedliche Koexistenz und gegenseitige Besuche durch Kontroll-Filter-Punkte?

Was, wenn der Kompromiss gewonnen und sie sich geeinigt hätten? Und einen Friedensvertrag an irgendeinem symbolischen Ort unterschrieben hätten, irgendwo im Niemandsland? Zum Beispiel im Potocki-Palast? Gleich damals, am 5. November etwa, um den Konflikt im Keim zu ersticken und den kleinen Stadtkrieg in Lemberg nicht zu einem großen in ganz Galizien werden zu lassen?

13

Die Verbissenheit wurde schon erwähnt. Genau wie ihr Ursprung: nationale Mythen.

Die Schlacht um Lemberg ist eine Schlacht zweier grundlegender Mythen.

Der Mythos der Polen heißt Obrona – Verteidigung. Ihr Lwów, die Stadt, die sie, wie sie glaubten, aus dem Nichts erschufen, aus rusinischem Lehm und Finsternis, durfte auf ewig nur ihnen gehören. Wissenschaft, Kultur, Kunst, Banken, Theater, Ganoven und Kneipen – alles polnisch.

Obrona heißt, dass es eine Aggression von außen gibt. Die Aggression gegen Lemberg führten die „nahen Fremden“ aus – die Ukrainer. Das folgende Zitat konzentriert die polnische mythologisierende Vision jener Ereignisse: „Sie [die Polen; J. A.] attackierten nicht, sondern mussten sich verteidigen. Sie griffen nicht nach fremdem Eigentum, sondern verteidigten ihr Erbe, ihre Häuser, Straßen, Schulen, Lehrinrichtungen, Fabriken und Werkstätten. Am Anfang warfen sie sich fast mit bloßen Händen in den Kampf: mit Säbeln, Bogen und Pistolen, die sie im Schuppen gefunden hatten, aber dann eroberten sie von den professionellen Streitkräften des Gegners moderne automatische Waffen. [...] Unter den Verteidigern waren Arbeiter und Beamte, Priester und Ganoven – ruhmreiche Lemberger Raufbolde, Frauen, Kinder und Alte, und auch die Patriotischsten und Opferwilligsten – Gymnasiasten und Studenten. Sie waren es, die ‚Lemberger Adlerjunge‘ getauft wurden, und in dieser Bezeichnung liegt viel elterliche Zärtlichkeit.“

Der ukrainische Mythos war asymmetrisch. Er bezog sich nicht auf Verteidigung oder Aggression, sondern auf Ursprünge und Herkunft. Zentral waren die Begriffe alte Fürstenstadt und althergebrachtes ruthenisch-ukrainisches Territorium.

Der polnische Mythos wollte nicht gelten lassen, dass Lemberg nicht nur für Polen lebensnotwendig nah war. Der ukrainische – dass das 13. oder 17. Jahrhundert lang vergangen war und sich nicht so einfach auf das beginnende 20. übertragen ließ.

Während der dreiwöchigen Auseinandersetzungen auf den Straßen erwies sich, dass der polnische Mythos mehr mit der Realität gemein hatte.

Gleichzeitig behielt er aber eher zufällig die Oberhand, denn alles hätte auch anders verlaufen können.

(Als die Polen am 22. November morgens vorsichtig in die während der Nacht geräumten Viertel eindringen, waren sie überzeugt, dass es sich um eine Falle handelte, einen taktischen Trick des Feindes. Lange konnten sie den Sinn dieses plötzlichen Rückzugs nicht begreifen. Ihnen blieb nur, an ein Wunder – cud – zu glauben.)

14

Der Große Krieg ging zu Ende (obwohl es eine andere Version gibt: er machte eine zwanzig-jährige Pause) – und Lemberg und Czernowitz fanden sich innerhalb der Grenzen verschiedener Staatsgebilde wieder. Lemberg war 1918–1939 „polnisch“. Czernowitz 1918–1940 „rumänisch“. Ich hätte auf die Führungszeichen verzichtet, meinte ich nur die territorial-administrative Zugehörigkeit. Aber es geht mir um weit mehr.

Beide Staaten – die Zweite Polnische Republik ebenso wie das Königreich Rumänien – versuchen *de facto*, die in Jahrhunderten entstandene Multiethnizität zu demontieren, und setzen sich das Ziel, die Minderheiten Schritt für Schritt sprachlich und kulturell zu assimilieren, vor allem zwei davon – die Ukrainer und die deutschsprachigen Juden.

Dies gebar Widerstand. Zum Beispiel mittels Poesie. In den Zwischenkriegsjahren entstand in Galizien und der Bukowina, und vor allem in ihren Zentren, die moderne Poesie

gerade in den verdrängten Sprachen. Die Namen der Dichter reichen für eine ganze Plejade. Ich erwähne nur die zwei wichtigsten. In Lemberg Bohdan-Ihor Antonyč (1909–1937), in Czernowitz Paul Antschel, der Welt besser bekannt als Paul Celan (1920–1970). Für diesen poetischen Widerstand wählt der Lemke Antonyč als „größere“ Sprache nicht das Polnische, sondern das Ukrainische. Der Jude Celan – nicht das Rumänische, sondern das Deutsche.

Poesie, das ist auch der Kampf für das Überleben der Sprache, wenn wir dabei sind sie zu verlieren. Vor allem wenn die Gefahr besteht, dass die Sprache begrenzt und langsam abgetötet wird.

15

Czernowitz ist einer jener Orte, wo die Utopie nicht nervt, sondern froh macht. Das Schönste, was mir bisher über Czernowitz gelungen ist, gehört gänzlich ins Utopische. Beide Male ging es um tote Dichter. Es ging also gar nicht um Czernowitz selbst, sondern um Dichter, die in Czernowitz geboren wurden, nur um der Stadt auf immer den Rücken zu kehren. Czernowitz ist eine Katastrophenstadt, Heimat der verlorenen Dichter, eine aprikosisch-südliche Falle, aus der es nur einen Weg in die Zukunft gibt – den halsbrecherischen Durchbruch Richtung Paris.

Wir haben diese Landschaft Ende des Jahrhunderts geerbt, gleichzeitig mit dem Zerfall eines weiteren „allertolerantesten Imperiums“. Wir haben Czernowitz geerbt mit seiner unvergleichlich verklebten und magischen Trauben-Aura, mit allem möglichen fremden Nachkriegsvolk, den vollgestellten Höfen, wo fremdländische (rumänische? deutsche?) Inschriften sich in unleserlichen, unheilvollen Zeichen durch den Putz an den Wänden drücken. Wir haben diese Stadt mit all ihren Verlusten geerbt.

Das waren Zitate aus meinen früheren Aufzeichnungen über Czernowitz, aus unterschiedlichen Phasen. Den letzten Satz aber könnte man auch im Plural verwenden: diese Städte. Und dabei nicht nur an Czernowitz oder Lemberg denken, sondern zum Beispiel auch an mein heimatliches Stanislau (heute Ivano-Frankivs'k), das von den beiden Heldinnen dieser Erzählung ideal äquidistant ist.

Zum Abschluss – als zufälliges Zeugnis dieser Äquidistanz – eine Anekdote aus der Geschichte der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts:

Es war in Stanislau, wo Heinrich Böll mehrere Monate lang im Lazarett lag nach einer Verwundung an der Front – allerdings schon in einem anderen Krieg, dem Zweiten (oder war es nicht doch derselbe, der Große?). Von hier schrieb er täglich Briefe an seine Frau. Später zeigte sich, dass er nicht nur Briefe schrieb. 1949 erblickte die erste eigenständige Buchveröffentlichung des jungen Autors das Licht der Welt – die Erzählung „Der Zug war pünktlich“. Die kennen alle. Was aber fast niemand kennt, ist das Hin und Her wegen des Titels. Der Titel des Autors war ein anderer gewesen – „Zwischen Lemberg und Czernowitz“. Der Herausgeber akzeptierte ihn nicht, da er für den deutschen Leser komplett unverständlich sei. Heinrich Böll, damals ein rechtloser Anfänger, musste beim Titel nachgeben – und so konnten sich weder Lemberg noch Czernowitz noch das immanent zwischen ihnen vorhandene, aber nicht erwähnte Stanislau auf den Umschlag seines ersten Buches stehlen.

In diesem Vorfall kann man mehr sehen als eine herausgeberische Kuriosität. Die völlige Abwesenheit der Städte Lemberg und Czernowitz im Bewusstsein des deutschen Verlegers – und das nur etwa drei Jahrzehnte (1918–1949) nachdem der Große Krieg sie, diese Städte, zugemacht hatte – ist ein auf seine Weise trauriger, aber, wie ich hoffe, nicht endgültiger Epilog.

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr, Wien

Summary

The author embarks in his essay on a journey through the history of the large East European cities of Lemberg and Czernowitz. Connected with the Habsburg Monarchy in the 1770's, both cities showed – in addition to their similarities – also many characteristics derived from their history and they were able to maintain their cultural uniqueness over many decades. Whilst Czernowitz – in the perception of contemporary historians – appeared to be just made for harmonious cohabitation of its residents, the interethnic, intercultural and interconfessional tensions came across much more prominently in Lemberg. The collapse of the Empire after the Great War put also an end to both urbanistic-multicultural projects, an end, which was marked by bitter Polish-Ukrainian confrontations in Lemberg. The human portraits are outlined with plenty of empathy by the author and the story of both cities, which became victims of irreconcilable national mythologies, is told with a little nostalgia.